

# Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 202

Freitag, den 10. September

1920

## Phinele.

Roman von Ludwig Nothmann.

Nachdruck verboten.

„Also abgemacht,“ sagte er froh, „aber dann dürfen Sie mir auch eine Bitte nicht abschlagen: Sie müssen oben auf dem Rabenberg bei uns wohnen. Meiner Frau kann ich kein liebreicheres Geschenk mitbringen als die Nachricht, daß uns Besuch bevorsteht. Sie liebt die Jugend, und ich hoffe, es soll Ihnen schon bei uns gefallen. Das eigentliche Wien lernen Sie im Sommer ja kaum kennen. Wien ist jetzt schon nicht mehr das Wien der Wiener, sondern das der Fremden. Was in Wien zur Gesellschaft gehört und irgend loskommen kann, das flüchtet aus der Stadt, wenn der Sommer kommt. Wir haben's ja so bequem. Man geht irgend wohin in den Wiener Wald, wenn man die Berufsgehalte nicht ganz abschütten kann und immer wieder einmal in die Stadt zurück muß. Oder wir fahren nach dem Semmering oder weiter hinauf nach Stereermart, nach Raxen oder sonst wohin in die Berge. Mir freilich ist der Rabenberg genug. Ich kann Wien nicht ganz auflassen, und wenn man von der stillen Höhe hinabkommt in die große, heiße Stadt, dann läßt sich auch Wien im Sommer mancher Klein abgewinnen. Nur muß man eben wieder hinaus können, wenn einem der Stabilität auf die Nerven gehen will. Das wird Sie höchstens interessieren, da Sie die Musik lieben. Auf dem Wege zur Höhe kommen Sie an ein paar Beethovenitäten vorbei.“

„Mutterle hörst Du, die müssen wir sehen.“  
Dann wandte sie sich an den Professor:  
„Sie müssen nämlich wissen, daß uns nichts über Beethoven geht, Mutterle und mir.“

„Und Richard Wagner?“  
„Ich kenne nicht allzu viel von Wagner. Man muß wohl viel von ihm gehört haben, wenn man ihn verstehen will. Aber das läßt ich doch ganz sicher, daß er für mich an Beethoven kaum heranommen wird. Bei Beethoven ist alles Schönheit, Kraft und Innigkeit.“

Frau Gerlinde und Professor Welsbach sahen sich an, und Frau Gerlinde lächelte über ihr Antlitz.  
„Sie machen mich neugierig,“ sagte Welsbach, „zu hören, wie Sie Beethoven spielen. Wer so viel über diesen großen Meister der Töne nachgedacht hat, kann wohl auch etwas recht Gutes leisten. Wollen Sie mir nicht die Freude machen, etwas zu spielen?“

Phinele wurde rot.  
„Ach, das getraue ich mir nicht — vor Ihnen! Mutterle und ich, wir spielen immer nur für uns allein. Das ist für uns wie ein Gottesdienst. Aber vor Ihnen, einem so lebendigen Meister.“

„Gerade vor mir. Da Sie übrigens von Gottesdienst sprechen — ich bin einmal vor Jahren in ein Bergkirchlein gekommen, an einem Sonntag, nach einer wundervollen Wanderung durch die Bergeinsamkeit. In dem Kirchlein fand ich ein paar Holzstühle, ein paar Hühnerstühle und einige Eimerne — lauter arbeitsstarke Menschen. Zu denen sprach der Pfarrer vom Altar her, denn in dem Kirchlein war für eine Kanzel kein Raum. Der Geistliche sprach über die Arbeit im Weinberg. Er sprach in ganz alltäglichen Wörtern, die dem Verständnis der Leute angepaßt und aus der Bergwelt und der täglichen Arbeit hergeholt waren. In jedem seiner Worte lag ein gültiges, mildes Versehen alles Menschlichen und aller Erdennot. Ich bin bei dem ganzen Tag dem Eindruck nicht

losgekommen, und ich habe die Predigt nie vergessen. Wenn man sie aus der Stimmung und der Umgebung herausgenommen, wenn man sie gedruckt gelesen hätte, würde sie für einen armenlichen Eindruck gemacht haben. Mir ist sie gerade in ihrer Schlichtheit eine Offenbarung gewesen. Nun will ich gewiß nicht Ihr Spiel, das ich gar nicht kenne, mit der Predigt vergleichen. Sie sollen nur wissen, daß ich unterseheiden und auch im halben Geigen noch die Erhebung mitempfinden kann, deren Sie selbst sichig sind.“

Phinele war aufgehalten und hatte Welsbach mit leuchtenden Augen angesehen.  
„Das muß schon gewesen sein. Und wie schön Sie das geschickt haben! Ja, nun will ich spielen. Aber Sie müssen hier bleiben, ja?“

„Wem Sie wollen! Aber wer begleitet Sie?“  
„Niemand. Ich möchte jetzt nur etwas ganz Schlichtes spielen. Wieviel das Adagio cantabile aus der Violinsonate Opus 30. Wenn ich dann nachher noch etwas vortragen soll, dann wird Mutzchen mich begleiten.“

Damit ging sie in das antike Phinele-Musikzimmer, das noch dunkel war, und machte Licht. Es verging ein paar Minuten, während Frau Gerlinde und Welsbach schweigend saßen und warteten.

Drinnen im Musikzimmer ein leises Stimmen der Violine, ein Angeblid Stille, und dann schwebten die ersten Töne des Adagios weich und klar herein.

Welsbach regte ein wenig den Kopf und horchte prüfend hinüber, während Frau Gerlinde in sich aufsteigender Ergreiftheit die Augen schloß. Die süßen, weichen Töne rührten ihr tiefstes Empfinden auf, und während sie bemüht war, sich äußerlich zu beherrsigen, rannen ihr doch die Tränen über das Gesicht, ohne daß sie darauf achtete.

Als dann der letzte Ton verklungen war, litt es Frau Gerlinde nicht mehr auf ihrem Stuhl. Sie sprang auf, eilte in das Musikzimmer und rief Phinele an sich.

Welsbach war ihnen geblieben und hielt den Atem an, um die Leiden nicht zu hören. Er verstand recht gut, was in Frau Gerlinde vorging, und wollte die Anwesenheit eines Dritten nicht störend in Erinnerung bringen.

Da endlich lächelte Frau Gerlinde Phinele heraus, die sie und verwirrt zu dem stillen Hörer hinüber sah.

„Das war sehr hübsch,“ sagte er freundlich. „Guter Strich, rein und klar, und vor allem ohne Weichlichkeit. Ich möchte mehr von Ihnen hören, und wir wollen ein bißchen höher greifen, was die Ansprüche angeht. Kennen Sie das Violinsonatent D Dur?“

„Ach, Herr Professor, das soll ich doch nicht etwa spielen?“ fragte Phinele erschrocken.

„Haben Sie's noch nie versucht?“  
„Ja,“ gab sie zögernd zu. „Aber nur das Larghetto. An die anderen Sätze habe ich mich nicht herangewagt.“

„Aber das wird wirklich nicht gehen, Herr Professor,“ sagte sie ängstlich. „Weil ich darf mich meine Mutter begleiten. Wir verstehen uns, und ich bin dann doch ein bißchen fester.“

Er lachte.  
„Doch Sie so ängstlich sein können, habe ich gar nicht geglaubt. Kommen Sie nur, ich begleite, ich kann mich Ihnen anpassen, und Sie's wirklich nicht gehen, dann hören wir eben auf, und das Unglück ist nicht groß.“

Er nahm ihren Arm, führte sie ins Musikzimmer zurück und ließ sich vor dem Flügel nieder. Seine Hände glitten in ein paar glänzenden Violinen über die Tasten. Phinele nahm die Geige.

haben; so hatte ja auch bei dem Erdbeben von Messina, dem verheerendsten der Neuzeit, der Meina, an dessen Fuß sich die vor zwölf Jahren zerstörte Gellade Missaglia ausbreiten, keine Leonten Zeichen erhöhter vulkanischer Tätigkeit gegeben. Auch die jüngste Katastrophe gehört wieder in die Reihe der zahlreichen tektonischen Beben, die sich Jahr für Jahr in größerer Zahl, wenn auch glücklicherweise meist nur in schwacher Form, wiederholen. Die tektonischen Erdbeben sind eine Eigentümlichkeit geologisch verhältnismäßig junger Erdteile, die in ihrer Entwicklung noch nicht zur Ruhe gekommen sind, und in deren Innern fortwährend gewaltige Veränderungen vorgehen. Das glühende Innere der Erde schiebt dort noch bis in verhältnismäßig geringe Entfernung von der Oberfläche zu reichen. Aber es kühlt sich fortwährend weiter ab, und die erkaltenen Gesteinsmassen, dem ungeheuren Druck der darüber liegenden festen Erdkruste ausgelegt, halten sich bei der durch die Abkühlung bewirkten Zusammenziehung diesen Druck nicht stand. Es entziehen unterirdische Höhlräume, die denen sich die ungeschwunden Erdhöhlen schließen und zerreißen, die schließliche die Massen der Schollen dem Niefen-Druck nicht mehr widerstehen und nach Innen stürzen. So bildet das ganze Tyrrhenische Meer einschließlich des Ligurischen Meerbusens, an dessen Küste sich die jüngste Katastrophe ereignet hat, ein nie zur Ruhe gekommenes Gebiet tektonischer Beben. Es ist war ein Land, brach dann zusammen und wurde schließlich vom Meere überflutet. Die drei großen Inseln, Sardinien — das auch heute nur durch die schmale Straße von Messina vom Festland getrennt ist —, Sardinien und Korsika müssen ebenfalls mit dem italienischen Festland verbunden gewesen sein.

Die katastrophalen Folgen tektonischer Beben zeigen sich natürlich amso verhängnisvoller, je dichter die davon betroffenen Landstriche bewohnt sind. Je maßvoller die Ortschaften und Städte gebaut sind, umso schwerer sind die durch die Erdbeben verursachten Verheerungen und die Opfer an Menschenleben. Deshalb baut man in Japan, das zu den unruhigsten Ländern des Erdballs gehört, seit jeder der zahllosen Erdbeben haben die Häuser meist aus ganz leichtem Material, die Giebel, von einfallenden Trümmern erschlagen zu werden, ist dadurch viel geringer. Auch in Italien kennt die Bevölkerung sehr wohl die Gefahr, die ihr zu jeder Stunde des Lebens droht. Man eilt, sobald man einen Erdstoß verspürt, in weicher Hast ins Freie, leibt aber sorglos zurück, sobald die Gefahr vorüber zu sein scheint.

Region II die Zahl der Opfer, die die Gemalten des Erdbebens auf dem Boden Italiens allein in historischer Zeit gefordert haben. Jedermann kennt den Untergang von Herakleum und Pompei im Jahre 79 n. Chr. Spielte sich diese weltgeschichtliche Katastrophe am frühen des Besatz ab, so ereignete sich, von zahllosen kleineren Erdbeben und Vulkanausbrüchen der Zwischenzeit abgesehen, das nächste, überaus große, das größte in Italien dagewesene Beben im Jahre 1693 im Val di Noto, des Meina auf Sizilien. 54 Städte und 300 Dörfer wurden damals zerstört. 300.000 Tote waren zu beklagen, darunter allein 18.000 in Catania. Im Jahre 1783 verheereten Erderschütterungen, die fünf Jahre hindurch amboverten, Kalabrien fast vollständig. Selbster haben sich die Katastrophen dort in gewissen Zwischenräumen immer wiederholt; in den Jahren 1905, 1907 und am 23. Dezember 1908 waren die gleichen Landstriche zuletzt furchtbaren Zerstörungen durch unterirdische Kräfte ausgelegt.

Die seismologischen Stationen und Erdbebenwarten in Mitteleuropa haben den Zeitpunkt und die Intensität der Katastrophen vom 7. September genau registriert. Die Jenaer Hauptstation für Erdbebenforschung, die bis zum Ende des Jahres in Strassburg gewesen ist, registrierte am 7. September um 6 Uhr 53 Minuten 21 Sek. früh eine katastrophale Erderschütterung in der Entfernung von rund 600 Kilometer; die Erdbebenwarte in Jagenheim und die badische Landessternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg verzeichneten gleichfalls, die in einer Entfernung von 490 Kilometer, das Erdbeben. Rechts aus diesen beiden Angaben ließ sich voraussehen, daß es wieder Italien war, wo die Katastrophe stattgefunden hat. Nach den neuesten telegraphischen Meldungen wurde die Erderschütterung auch in mehreren Schweizerischen

Orten gespürt; in Unteritalien waren am Dienstag früh um 7 Uhr die Erdstöße sehr deutlich bemerkbar. Auch an der französischen Riviera ist das Erdbeben verspürt worden.

## Literatur.

Unter Abend, Marie! Novelle von Peter Schröder. Albert Langen, München 1920.

Unter einer Novelle versteht man gemeinhin eine kurze, mehr skizzenhafte Geschichte, die seltene Gestaltung eines Ereignisses, die Schilderung einer bemerkenswerten Tatsache. Die Novelle von Peter Schröder, um die es sich hier handelt, ist eine sehr ausgewachsene Novelle, sie verdient schon mehr die Bezeichnung „kleiner Roman“. Es wird nicht nur eine kurze Begebenheit geschildert, sondern die tiefergehenden Herzen- und Liebeserlebnisse der Sängerin Agnes Sindrags, die — verlobt mit einem soliden aber kunst- und verständigen Assessor — ihren Bräutigam vorläufig nicht zu heiraten gedenkt, sondern sich der Sangeskunst zuwenden. Zur großen Sängerin aber fehlt ihr etwas Wesentliches: das tiefe Erlebnis, das der Stimme und der Ausdrucksmöglichkeit erst die Krone aufsetzt. Und das Erlebnis kommt in Gestalt des Doktor Wärtner. Dieser sonderbare Schwärmer bringt ihr Mut und ihr Gemüt in Bewegung, er modelt sie um. Inerst treibt er sie zu dem blühlichen Entschluß, ihren Assessor zu heiraten, er gibt aber auch den Anstoß, daß die beiden sich förmlich wieder scheiden lassen. Und durch die Schmerzen, die Agnes Sindrags, dann um feinstehenden Leiden, mehr erreicht es Wärtner, sie auf eine vollkommene Höhe ihrer Kunst zu führen. — Peter Schröder zeichnet die Menschen und ihr Geschehen mit einer ungemein feinen, großzügigen Ironie, die nirgends verlegt oder groß austrägt, sondern die liebevoll die Schwächen, Kleinlichkeiten und Mängelheiten seiner Gesellschaft freilegt. Sein Buch erschüttert nicht; aber es fesselt derart, daß man froh ist, es ob seiner Kürze in einem Atem auslesen zu können. Die trübten Erlebnisse seiner Helden wachsen nie zur Tragik empor, ihre Lebensschicksale bleiben ohne Erfüllung, es fehlt gewissermaßen überall der Punkt auf dem i. Man muß immer das Einzelne noch hinzutun, um hinauszufinden; der Schluß drängt den Leser, die Geschichte der behandelten Personen je nach Belieben sich selbst auszubilden. Daß Schröder es aber erreicht, daß man sich mit seiner Geschichte auch über die Bestürze des Buches hinaus beschäftigt, zeugt von seiner sachverständigen Verfassung und von seinem Vermögen, lebendige Menschen und nicht Marionetten zu schaffen. St. F.

Die französische Revolution charakterisiert Paul Valéry in den beiden erschienenen Vlesierungen 15—18 des illustrierten Sammelwerkes „Die Welt der Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Bong und Co., Berlin S. 57) in einem geistvollen Aufsatz. Diese große politische Bewegung, die für die Entwicklung des Freiheitsgedankens von entscheidendem Einfluß war, behandelt der Autor von seinem modernsten Gesichtspunkt aus, und stellt damit diese Zeit in ein ganz neues Licht. Die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 und 49, in denen die Befreiung des Bürgerturns, eine der großen Etappen auf dem Wege der Befreiung, erkämpft werden sollte, schildert Professor Welt Valentin.

Das Anfechtung Heft 6 des 1. Jahrgangs der Biemanatschrift „Das Anfechtung“ enthält folgende Beiträge: Die Goethes Geburtstagsfeier wurde. Aufgenommen ist von Max Hecker. — Goethe: 2 römische Elegien. — Das Sphänetten-Abgebet. Von Adele Schopenhauer. — Goethe: Das Münster in Strassburg. — Friedrich Michael: Goethes „Weltliteratur“. — Charlotte von Stein: An Louise. — Arthur Vollmer: Goethe und Wimmer. — Goethes Tod und Bestattung. — George Elliot: Im Park zu Weimar. — Goethe im Anfechtung.

„Stachtröhrle“, ein 96 Seiten fassendes Büchlein, das in humorvoller Weise in Versen von Wigo, mit Bildern von Schmiedhammer, M. Koser, S. G. S. für den Wanderer und die Continental-Lautschou- und Guita-Percha-Compagnie in Hannover gegen Entlohnung von 60 Pfg. in Marken. Die „Stachtröhrle“ sind textlich und bildlich voller Humor, und ihre Lesart — als Sorgenbrecher — kann jedem Freund des Kabiports, aber auch allen anderen empfohlen werden.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a., G. W. Ulrichs 48 Fernruf 4520.



„Hilfend war'le sie auf ihren Einsatz und hob den Bogen. Der Ton war unklar und dünn, aber er gewann bald Festigkeit und Fülle. Trotzdem brach sie plötzlich ab.“

„Es geht nicht“, sagte sie. „Ich bin so unruhig, meine Hand zittert.“

Welsbach drehte sich nach ihr um.

„Es geht schon“, sagte er bestimmt, „und das bishen Herzloppeln schadet nichts. Vor allem denken Sie immer daran, daß ich der Professor bin, den Ihr Respekt gar zu gern zum großen Mann machen möchte. Ich bin für Sie in diesem Augenblick nur ein Freund des Hauses, mit dem Sie ein wenig musizieren wollen. Das wird Ihnen über die Beängstigung schon hinweghelfen. Also bitte, wir fangen noch einmal an.“

Und nun ging's wirklich. Und vor allem: die Innigkeit und Schönheit des Sanges kam gerade in der halb lüftlichen Wiederholung etwas, was zum Ausdruck kam.

Phinee ließ die Geige fallen und stand vor Welsbach, als sei sie schuldbeußigt und habe eine Strafpredigt zu erwarten.

Welsbach erhob sich und gab ihr beide Hände.

„Nun sehen Sie, man muß sich nur etwas zutrauen. Das ging doch recht gut, und es hat mich etwas gerade so, wie Sie's aufgaben; und zum Vortrag brauchen, selbst interessiert. Da ist neben der tieferen Empfindung auch Temperament zu spüren. Und technisch sehr schön für eine so junge Dame, die die Wulst nur als Liebhaberei treibt.“

Phinee wurde rot vor Freude.

„Wie glücklich machen Sie mich!“

Phinee setzte sich neben Frau Gerlinde, und Welsbach nahm ihr gegenüber Platz.

„Nun also, mein liebes Fräulein, wollen wir einmal wie ganz alte, vertraute Freunde miteinander sprechen. Daß Ihre Technik recht schön ist, habe ich Ihnen schon gesagt; daß Ihnen da aber noch viel fehlt, wissen Sie hoffentlich auch recht gut, nicht wahr?“

„Ja“, gab Phinee gern zu.

„Und nun möchte ich noch von Ihnen wissen, wie Sie Ihr musikalisches Können auflossen und was die Wulst für Sie bedeutet. Sehr viel, wie ich vermute, aber ich weiß nicht, wie weit Ihr Streben geht und ob Sie sich am Erreichsten genug sein lassen. Ich gestehe ganz offen, daß ich das bebauern würde. Sie können zuviel, um auf halben Wege stehen zu bleiben. Haben Sie nie daran gedacht, sich noch weiterzubilden? Natürlich nicht zur Künstlerin, aber doch zum höheren Selbstgenügen.“

Phinee sah die Mutter ratlos an.

„Ich weiß wirklich nicht“, sagte sie dannögernd, „Mutter und ich haben immer nur für uns selbst gespielt.“

„Das ist gut, eine Künstlerin sollen Sie ja auch nicht werden. So viele Menschen wie Sie, mein liebes Fräulein, also Menschen die selbst von ganz richtigen Anlässen starke Eindrücke empfangen mit denen sie nicht oder nur schwer fertig werden können — die taugen nicht für den Künstlerberuf. Eine Künstlerin muß sich nicht nur auf ihr Können, sondern auch recht viel auf ihre Kraft und Fähigkeit verlassen, sie muß immer danach trachten, Anerkennung zu erlangen. Dann nimmt sie aber auch eine Annahme von Arbeit, Kummer, Kränkungen und Enttäuschungen auf sich, und schließlich ist's doch auch hier wie in allen anderen Berufen: nur ganz wenige kommen zu Ruhm und Ruhm, die Masse aber geht im Handwertschlagen unter, verbleibt im Kleinlichen und lebt eigentlich weder sich selbst noch anderen zur Freude. Also das will ich natürlich nicht, und ich bin glücklich darüber, daß auch Sie nicht daran denken. Aber eine weitere Fortbildung wäre doch gut, und es würde Ihr Können für Sie selbst reicher und gesünder machen.“

„Ich glaube, daß das schon wäre“, sagte Phinee verneinend. „Wenn man vor Schwierigkeiten keine Angst mehr haben dürfte und auch das Allerhöchste spielen könnte. Manchmal habe ich mich das schon gewünscht. Aber erst hätte haben wir mein Mutterleib und ich, nie an so etwas gedacht. Und es gab doch auch gar keine Möglichkeit zu solcher Ausbildung. Ich mußte von hier fort und das könnte ich nicht.“

Fortsetzung folgt.

## Das Wiedersehen.

Von  
K. Kinsky.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug hielt. Hans Gasser stand auf dem langgestreckten Perron des Wiener Vorortbahnhofes, auf dem er zum letzten Male vor ungefähr zwanzig Jahren als blühender Realschüler gestanden hatte. Die Stuppen des Besoldungs- und Kahlenbergs grüßten ihn wie alte Bekannte, der Hermannsogel mit seinem Aussichtsturm, dessen Bild er schon besessen hatte, leuchtete im Hintergrunde auf. Es war um die Mittagsstunde eines schönen Sommerlages. Der scharfe Geruch des Bugholzes, der in Rabatten längs der Bahnhofsanlagen stand, rief die schönen Jugentage ins Gedächtnis, die er, um den Bahnhof freizubekommen, hier, wo seine Eltern jahrelang Sommergäste waren, verbracht hatte. Da waren ja gegenüber dem Bahnhofe die alten Wirtschaften noch, das „Runde Gottes“, der „Goldene Hirsch“. Ein Neubau stand prächtig da mit einem kimmerlichen Garten. Über anstalt der alten Einnahme mit ihren laihnen Säulen führte ein elektrischer Bogen ins Dorf, einer ohne Geleise, wie ihn Hans Gasser noch gar nicht gesehen hatte. Wer hätte vor zwanzig Jahren an einen solchen Wagen gedacht. Trotz der brüden Hitze zog Hans Gasser es vor, die halbe Stunde nach dem Dorfe, vorbei an alten Erinnerungen, zu Fuß zurückzulegen. Herrgott, da war ja auch der Bach, jetzt so ausgetrocknet und nach sauren Fischen riechend, bei einigen Regen hoch angeschwollen, da war die Brücke, von deren Geländer aus Hans als Junge manchen Fisch dem neugierigen Element entziffen hatte. Dort war der Obstgarten, dessen Baumstämme noch die Säule aufwies, durch die Hans und seine Kumpen den Wirtshaus unerlaubte, aber erfolgreiche Besuche abgestattet hatten. Der Weg ins „Paradies“ öffnete sich nach links, ins Paradies mit seinen schattigen Plätzen und lauschigen Häusern, wo Hochdeobachtungen worden konnten und die Spechte an den Bäumen klopfen.

Und nun kamen die Willen des Dorfes. Klavierpiel erklang aus einem der netten, gartenumgebenen Häuschen. Gelles Lachen erscholl aus einer Laube, so ein echtes Wienerisches Lachen, wie es Hans Gasser, der seit zehn Jahren in Amerika lebte, schon lange nicht gehört hatte. Aus der Küche eines Restaurants an der Straße kam köstlicher Duft. Hans Gasser knurrte der Magen, und er beulte sich, in dem schattigen Garten an einem der gedeckten Tische Platz zu nehmen. Bald fand ein halber Liter Heuriger vor ihm, und das Wiener Schnitzel mit Gurtenjatz sah auch nicht lange auf sich warten.

Es war alles so friedlich rings umher, als ob die alten Zeiten noch wären. Auf die Speisekarte brachnte Hans Gasser keinen ängstlichen Blick zu werfen. Er hatte amerikanischen Bäckchen seine Lippen, als er las, daß keine Maßigkeit ungefähr 80 Kronen kosten würde. 80 Kronen! Als er vor zwanzig Jahren hier mit seinen Eltern wohnte, erhielt er allmähentlich eine strenge Tischzucht; er erinnerte sich seiner peinlichen Belegenheit, wenn der gestrenge Vater am letzten Tage der Woche fragte, ob denn das viele Geld wirklich schon verpraßt sei.

Der Wirt strich durch den Garten, begrüßte durch eine Verbeugung den Gast und wollte seinen Weg nach der Küche fortsetzen. Hans Gasser blinnte auf. Das war doch der Dittrich-Schani, sein alter Spielfreund! „Schani!“ rief Gasser. Der Wirt blinnte sich verduht um. Einen Augenblick lang musterte er den Wirt, dann rief er: „Jesus na! Ja, ist es denn die Möglichkeit? Was ist ja der Hans! Ja, wo kommt denn du her?“

Und die Jugendfreunde wollten sich zusammen und erzählten und erzählten und wollten kein Ende finden. Viele alte Bekannte waren gestorben, dieser und jener gefallen, wie es eben im Kriege ging. Die beiden Freunde waren auch Nebenbühler gewesen. Fräulein Salinger, eine Hausmamsel, hatte es ihnen beiden angetan gehabt. Waren das Eiferjuchsen gewesen damals auf der Heimfahrt aus der Schule in Wien! Bald hatte sich die Annerl von dem einen, bald von dem anderen die Schulmappe tragen lassen. Und Hans hatte sie einmal ganz plüßig geküßt. Dem Schani aber, der es auch einmal probieren wollte, hatte sie eine „Waltschen“ gegeben. Dreitägige Todtschmerz war die Folge. Aber Schani, der mit Hans zusammen die Realschule besucht, brauchte notwendig die Wulungen der so komplizierten algebraischen Aufgaben des Hans, so daß es schließlich selber kam und sich bei Hans einmischte.

„Die Annerl ist verheiratet, gar ganz verheiratet, ganz“, sagte der Wirt zu seinem Gast. „Nur zehn Schritte von hier wohnt sie in einer Villa. Ihr Mann ist irgend was bei der neuen Regierung, was weiß ich, was. Sie heißt jetzt Frau Sperl.“

Hans Gasser ließ sich die Villa beschreiben. Dann verabschiedete er sich von seinem alten Freunde mit dem Respekt aus Wiedersehen am Abend. Nachdem er seine Besuche befristet hatte, wanderte er durch das Dorf. Viele der alten Hütten hatten neuen Bauteil Platz gemacht. Das Bauernhaus, in welchem seine Eltern jahrelang als Sommergäste gewohnt hatten, war verschwunden. Eine Villa stand an seinem Platz. Gasser konnte aber durch das Gartentor hindurch genau den Weg sehen, der durch den alten Obstgarten hinaus zur Höhe führte. Wie oft war er diesen Weg stumm hinabgegangen, wie oft hatten ihn die Eltern Arm in Arm langsamen Schrittes durchwandelt! Der alte Kaufmann im Nebenhaus stand unter der Türe seines Ladens. Vor zwanzig Jahren hatte er einen glänzenden schwarzen Rollstuhl, heute war er schneeweiß. Hans begrüßte ihn und gab sich ihm zu erkennen. Der erinnerte sich wohl dunkel an den alten Herrn Gasser, aber er, der alte Herr, dachte nicht an seinen Hundstafel gehört. „Ja, ja, die gnä' Frau hatte damals beim Hutersträger gekauft.“ Da war auch die Villa, wo die Annerl jetzt wohnte. Vor zwanzig Jahren wohnten ihre Eltern und sie weiter oben an der Kirche. Hans Gasser blinnte neugierig in den Garten des Hauses. Nichts war zu sehen. Die Haustüre war geschlossen, nur die Fenster standen offen.

Hans Gasser kam sich vor wie der achtzehnjährige Realschüler von damals, der stundenlang an einer Ede lauern konnte, um den geliebten Gegenstand nur von weitem zu erblicken. Manchmal war die Annerl gelangt gewesen, seine Begleitung in die Kirche oder in den Wald anzunehmen, manchmal nicht. Und was waren das für herrliche Stunden, wenn er mit dem Mädchen durch den Buchenwald streifte. Sie konnte sehr lebenswürdig und lockert sein, doch ihrer fünfzehn Jahre, und er erinnerte sich heute, daß sie damals trotz ihrer Jugend schon mehr Weisheit war als er Mann. Wie das schlanke, hübsche Mädchen mit den langen Zangenhaaren sich wohl insulieren entwickelt haben mochte? Es mochte wohl auch eine feine Dame aus ihm geworden sein. Ob sie sich wohl auch an die kausen Kleingelben erinnerte, die in seinen Erinnerungen unversehentlich eingeschoben waren? Sie war ja doch seine erste Liebe gewesen, und welcher Mann denkt nicht begeistert an die ersten Jugendbegegnungen, die ersten Begegnungen, die ersten Enttäuschungen und die ersten Enttäuschungen?

Aber da kam eine dicke Frau mit drei Kindern, von denen zwei etwa fünfjährige Mädchen waren, die Straße herunter. Hans fand sich immer vor der Orientierung. „Euchden's vielleicht jemanden?“ fragte ihn die Frau. Hans war durch die unvermittelte Frage verlegen geworden und antwortete: „Wissen Sie vielleicht, ob hier Frau Sperl wohnt?“ „Was wünschens denn?“ — „Also das war die Annerl von damals. Die habe ich ja sehr verändert.“ Hans Gasser wurde blutrot und wußte nicht, was er antworten sollte. „Ich bin Hans Gasser“, sagte er endlich, „und es freut mich, Sie als alte Jugendbekannte so gesund nach den langen Jahren wiederzusehen.“ — „Maximilian, Sie hat ja der Hans, ob der Herr Gasser, mollt' ich sagen. Ich hab' denks. Sie kan in Amerika?“ Hans erklärte ihr, daß er bald wieder nach Amerika zurückgehen werde und nur die Heimat nach den langen Kriegsjahren wieder einmal sehen wollte. „Ja“, meinte Frau Sperl, „ich hat Ihnen ja gern einladen auf ein Galerei Kaffee, aber mein Mann kommt in jedem Augenblick.“

Hans Gasser verstand, daß es ihm wirklich nicht darauf ankomme, auf das Galerei Kaffee zu verzichten. Er hätte ohnedem keine Zeit. „Na, ja, dann freude's einmal eine Anblicksarten, wenn's wieder bei der Indianer san.“ Und Anna Sperl war in ihrer Villa verschwunden, wo man sie bald darauf mit dem Dienstmädchen herumganzte hörte.

Das war das Annerl, seine Jugendliebe, an die er bis in die letzten Tage draußen im Ausland und allüberall ein wenig gedacht hatte, und die nie aus seiner Erinnerung verschwunden war.

Hans Gasser schritt durch das Dorf in den Wald. Da standen die alten Wälder, da war der alte Duft nach Eukalypten. Da waren die Wälder und die Wälder und die alten Steine und alle die alten Bekannten aus seiner Jugendzeit. Und siehe, am Wetterhäuschen sah der alte Bettelmann Hochpreisgeld genau so wie vor zwanzig Jahren

mit seiner Harmonika und seiner alten Vederhölze. Er sah auf seinem Dreieck und blinnte so wie vor zwanzig Jahren, ebenso falsch wie damals, das Lied: „Wenn's Mal lästet weht.“ Er hatte sich gar nicht verändert die Jahre hindurch, gar nicht. „Hochpreisgeld“, rief Hans Gasser, „he, leben Sie denn auch noch?“ Hochpreisgeld blinnte auf und grinste. „Ja, mir leb'n noch, alterweil leb'n mir noch, lieber Herr, kam es aus dem zahnlosen Munde. „So, wie alt seid's denn schon, Soppel?“ — „86 Jahr, lieber Herr, ja ja, 86 Jahr.“ Vor zwanzig Jahren bin ich dort auf dem Stein gegenüber gesehen, alter Mann, und habe Euch angesprochen. Kennst Ihr mich vielleicht noch, der Gasser Hans bin ich?“ Hochpreisgeld dachte angestrengt nach. „Kann mich wirklich net erinnern. Die Sprache is mir bekannt, aber, wann ich den Herrn sehen kumt: Bin hind' worden, kann ich net mehr guden. Da lieber Gott, vor zwanzig Jahren hab ich schon schiedt' g'sehn.“ — „Es hat sich ja recht viel verändert in Himmelbrunn“, sagte Hans Gasser zu dem Alten. „Ja, alterhand hat sich verändert. Mei Alte is auch g'turde, Wies eben geht auf dem baskulanten Welt durcheinand.“

Hans Gasser blinnte nach der Uhr. Es war 4 Uhr nachmittags geworden, und er mußte zurück aus seinem Jugendparadies in die Stadt, wo er Beraterstunden für den Abend getroffen hatte. Er freute den Weg, wie ein Jüngling von Stein zu Stein springend, und benutzte zur Fahrt auf den Bahnhof den elektrischen Wagen, der am anderen Ufer des Baches an der Straße stand. Er fuhr vorbei an dem Hause, wo die Annerl wohnte. Ein ebenso dickes Herr wie die Annerl selbst blinnte mit einer Birginie im Munde in Hemdbärmeln aus einem Fenster der Villa. Das war sicher Frau Sperl. „Und du genoffst dort, wo ich arbeitete?“ stierte Hans. Über er spürte keinen Strahl dabei, Schani, der Wirt, war in seinem Restaurationsgarten tätig. Er servierte den Jausenkaffee. Vorbei, vorbei an den alten Jugendberinnerungen. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit...

## Das Land der Erdbeben.

Die Katastrophe in Oberitalien.

Wieder einmal haben die zerstörenden unterirdischen Gewalten Unheil und Verderben über eine italienische Landschaft gebracht. Die Erdbebenskatastrophe von Sizilien, der nach den bi heiligen Wunden auch noch eine Reihe anderer Orte in der Umgebung von Spezia zum Opfer gefallen zu sein scheinen, ist gewiss das größte Unglück dieser Art seit dem Erdbeben von Neapel, das im Januar 1915 die Insel, nördlich von Rom gelegene Inselgruppe zerstört hat. Vorher war es, am 23. Dezember 1908, das verheerende Erdbeben von Messina, dessen Schrecken noch lebendig in unserer Erinnerung haften — kurz, es vergeht kaum ein Jahr, ehe in dem nicht der eine oder andere Teil Italiens der Schaulplatz eines verheerenden Bebens ist. Es ist der Fluch, unter dem dieses schöne, sonst von der Natur so überreich begabte Land leidet, und dem in Laufe der Jahrhunderte Heilungen von Menschen, Hunderte von blühenden Gemeinwesen geopfert worden sind.

Von alterer sind die Landschaften Italiens verändernden Erderschütterungen ausgeleitet gewesen, und besonders waren es die wunderbaren Gesilde Siziliens und Sardinien, die immer wieder von zerstörenden Beben heimgesucht worden sind. Die Landschaft ist aber einem einzigen, riesigen Vulkan aufgebaut, dessen Ausläuferungen, völlig unberechenbar im Zeitpunkt, ihres Ausströmens und ihrer Zerstörung, fortwährend das leichtliche Völkchen der Sardinier und Sizilianer mit Tod und Verwundung bedrohen. Vesuv, Etna und Stromboli, die drei ununterbrochen tätigen Vulkane, stellen gewissermaßen nur die Eifen des gewaltigen unterirdischen Herdes dar, und die auf ihrer Spitze stets sich kräuselnden Rauchfäden, die unaussprechlichen Explosionen im Krater des Stromboli mögen an die nie schimmernden Gewalten im Schoße der Erde so juchzenden Erde. Aber das Erdbeben von Neapel wie die jetzige, neueste Katastrophe von Sizilien zeigen, daß auch Mittel- und Oberitalien niemals vor den unheimlichen Gewalten des Erdinneren sicher sind, daß die ganze Apennin-Halbinsel ein nie völlig zur Ruhe kommendes Nebengebiet bildet, in dem gewalttätige unterirdische Kräfte dauernd am Werke sind. Denn es sind nicht eigentlich vulkanische Beben, die die größten Zerstörungen im West-